

Lassalle und die Gräfin Hatzfeldt ^{von} Veit Valentin

Lassalle und die Gräfin Hatzfeldt: man kennt den Roman, aber die Menschen kannte man bis jetzt noch nicht.

Ihr Briefwechsel liegt nunmehr vor, sorgsam geordnet, eingeleitet, kommentiert: Lassalles Briefwechsel mit Gräfin Sophie von Hatzfeldt, herausgegeben von Gustav Mayer, Vierter Band von Ferdinand Lassalles Nachgelassenen Briefen und Schriften, Deutsche Verlagsanstalt.

Trotz Onckens Meisterbiographie: der ganze Lassalle ist nur durch sich selbst kennen zu lernen. Keinem Sterblichen hat er, der Jude, der Revolutionär, sein Innerstes so gezeigt wie dieser Frau, die eine geborene Prinzessin war.

Ein Abgrund zwischen Beiden: gesellschaftlich, geistig — eine Altersspanne zudem von zwanzig Jahren, und trotzdem diese Freundschaft, in der alles Menschliche mitschwang; sie wird immer etwas Einziges bleiben in der Geschichte menschlicher Lebenswerte, um Beider willen.

Als Ferdinand Lassalle der Gräfin am 9. September 1860 von seiner Neigung zu Sophie von Sontzow schrieb, sagte er: „Fast würde ich mich in die Tochter (Sophie) verliebt haben; sie ist dessen unbeschreiblich würdig. Aber ich weiß nicht, ich kann keine Leidenschaft mehr in meinem vom Feuer verzehrten Herzen aufbringen. Und sie aus bloßer Begehrlichkeit zu verspeisen, dazu ist sie mir wirklich zu respektabel. Auch die einzige Person, die ich je geliebt habe, sind doch Sie gewesen, und das habe ich besonders im Jahre 1848 in meiner kölner Haft sehr deutlich gefühlt!“

Es ist das einzige Mal, daß von Lassalles Liebe zur Gräfin in dem Briefwechsel so deutlich die Rede ist — in einer Art, die diese Liebe als eine Beiden bekannte, tief bewußte Macht behandelt: das Erotische hat auch dieser Freundschaft zwischen einem Mann und einer Frau den letzten Sinn gegeben. Freilich: die Liebesbeziehung mußte nach den vorhandenen Umständen, bei der Art der Naturen Episode bleiben. Nicht als Verliebter hat sich der vierundzwanzigjährige Lassalle zum Beschützer der von ihrem Manne mißhandelten Gräfin gemacht: der Kampf für sie war seine erste revolutionäre Tat — konnte er die herrschende Gesellschaft empfindlicher treffen?

Lassalle und die Gräfin sind sich dann gegenseitig zum Schicksal geworden. Gar nicht im Erotischen. Sie wurden sich offenbar bald klar, daß sie darüber hinwegkommen mußten, um sich einander zu erhalten. Ob das in Form der Resignation oder des Abenteuers verlief, geht im Grunde auch heute Keinen was an; es ist für die Erkenntnis des Menschlichen, der hier gedient werden soll, auch durchaus nicht unbedingt wichtig. Lassalle und die Gräfin haben beide eine Reihe von Liebeserlebnissen nachher gehabt, die sie einander in unbefangener Kameradschaftlichkeit anvertrauen. Ihr Leben war ein Zusammenleben in Freundschaft geworden: dieser Freundschaft überquellend reiches Dokument ist der Briefwechsel.

Am 25. Juli 1856 schrieb Lassalle der Gräfin: „Es ist wirklich häufig schon ein Genuß, Briefe von Ihnen zu empfangen, und man empfindet nur das Bedauern, sie nicht sofort in die Druckerpresse schicken zu können. Seit Goethe hat kein Mensch so Briefe geschrieben — und Goethe hat lange nicht diese Wärme und Lebendigkeit des Stils gehabt. Da ist so viel Natur darin und die Naivität eines Kindes und ein Erguß des Herzens und so viel Geist und Gescheitheit und doch wieder so viel liebeliche und interessante rührende Dummheit mitten darunter, daß es einem ganz nahe geht und denselben rührenden Eindruck macht wie unschuldige kleine Kinder in weißen Kleidern und mit Rosengirlanden umschlungen.“

So war wirklich diese Frau: ganz Seele und Herz, überströmend, unbefangen, souverän. Auch sie eine Kampfnatur: sie liebt das Bergsteigen, weil es für sie den Reiz überwundener Schwierigkeit hat. Viel jünger war sie nach Wesen und Sprache als ihre Jahre, wenn sie auch dem so sehr jüngern Manne von ihrem Alter vorklagt und das Mütterliche stark betont. „Liebes Kind“ nennt sie ihn meist in der Briefanrede. Sie ordnet seine geliebten Bücher für ihn, sie richtet seine Wohnung ein, hält ihm einen tüchtigen Sermon darüber, daß man nicht aus irgendeines Menschen Glas trinkt, am wenigsten aus dem eines wallachischen Bauern; auch mit Champagnertrinken soll er vorsichtig sein, est ist nicht gut für seine Augen und zudem vom Arzt verboten. Noch auf den Rigi, wenige Tage vor dem Ende, schreibt sie, er solle sich bei der feuchten Luft vor Erkältung schützen. Er soll auch nicht zu generös im Geldausgeben sein . . . Diese Neigung war ein kleiner Emporkömmlingszug bei Lassalle — Beispiel und Lehre der Gräfin mußte ihm zeigen, daß Besonnenheit in Geldsachen eine der aristokratischsten Eigenschaften ist.

In einem Brief von großartigem Schwung feiert Lassalle die Gräfin als eine Märtyrerin, aber auch als eine Heldin in der geschichtlichen Entwicklung der Frauenemanzipation: er unternimmt zu ihrer Ehre eine gänzlich Hegelsche Geschichtskonstruktion, die die Freiheit der Frau, zu empfinden und zu lieben, das Prinzip der freien Persönlichkeit, der höhern Sitte auch für den weiblichen Teil der Menschheit in dem weiblichsten Lebensgebiet beweist. Gräfin Hatzfeldt war aber eine viel zu weibliche Natur, um eine „Emanzipierte“ zu sein; ihre Ehetrennung, die ihr Lassalle in einer würdigen Form erkämpfte, hat sie viel mehr unglücklich als wirklich frei gemacht. Sie war gebundener, als sie ihm ursprünglich erschien; sie konnte ihren Kreis, ihre Familie, die Achtung ihrer Welt im Grunde nicht entbehren. Immer hatte sie mit Melancholie und Skrupeln zu kämpfen — kein Wunder, daß die Jeremiaden der Alternden dem stürmenden Geist Lassalles eine Last wurden.

Und trotzdem ist diese Freundschaft nicht zerbrochen. Schwere Krisen hat sie gehabt. Man erstaunt, welche Vorwürfe Lassalle dieser Frau manchmal macht: „Das Lügengewebe Ihres Briefes . . .“; „Grausamkeit, Schonungslosigkeit, Rücksichts-

losigkeit"; „Unsinn“, „kindisch“, „unredlich“, „sophistisch“. Er ist so grob zu ihr, wie man es eigentlich nur zu einer ehemaligen Geliebten sein kann. Aber die Wiederversöhnung ist immer wieder erfolgt: sie gehörten doch zu einander; sie war sein „bester Freund“ — auch im schwersten Zerwürfnis hatte sie ihm gesagt: „Mein Feind sind nur Sie, der Ihrige werde ich nie sein.“

Ein Quentchen Gewalt sei ihm lieber als ein Zentner Güte, schrieb ihr einmal Lassalle. Darin steckt er ganz: Sturm und Flamme zugleich, gar nicht etwa der Rechtsfanatiker, sondern gegenüber der Gewalt auch Gewaltmensch, viel mehr ein Produkt der alten Gesellschaft als Vorläufer einer neuen, über die Eitelkeit und Leidenschaftlichkeit, das selbstsüchtige Genießer-tum seiner Natur aber immer wieder emporgerissen durch seinen aufs Höchste gerichteten Willen. „Ohne mich ist nirgends Energie“; „Ich habe es nämlich zum Gegenstand meines Willens gemacht, daß ich gesund werden will“; „So ungestüme konzentrierte Willensnaturen, wie ich eine bin, so despotische, gegen sich wie die Welt gleich rücksichtslose Willensflammen entstehen gar nicht ohne einen so unverwüsthlichen, unzerstörbaren Körper, wie ich ihn von der Natur bekommen habe“; „Es wäre stupide, wenn meine Sonne schon so früh untergehen müßte“.

Dies Stupide ist geschehen: aber der in Vielem so widersinnige Duelltod Lassalles hat ihn doch, wie wir jetzt erfahren, vor dem unmittelbar bevorstehenden Zusammenbruch bewahrt, der ihm zufolge einer alten Syphilis-Erkrankung drohte. Schon die letzten Lebensjahre kämpft er mit zunehmendem Leiden — körperlich und seelisch ist es in seinem Wesen ausgeprägt. So gänzlich „stupide“ ist demnach dieses Ende nicht.

*

Schade, daß die falsche Romantik dieses Todes immer wieder den Blick des Betrachters abzieht von dem, was ewig bleibt an Ferdinand Lassalle. „Es ist etwas Großes um die Wissenschaft! Sie allein gibt die Möglichkeit, in jeder Lage des Lebens sich glücklich zu fühlen und Genuß haben zu können. Sie verleiht die stolze Fähigkeit des ewig ungetrübten innern Glücks, den sich selbst genügenden Genuß des Denkens und Wissens“ — schreibt er der Gräfin im Oktober 1850. Diesem Gefühl für die Wissenschaft entsprach ja die unerhörte Leistung seines ‚Heraklit‘; mit einem verzeihlichen Stolz schildert er der Freundin die Bemühungen der größten berliner Gelehrten um seine Person — „will er eine Professur?“ fragt Lepsius. Und doch kann er nicht dabei bleiben. Was treibt ihn eigentlich? Alles Andre ist er als ein Ausgestoßener; man erinnere sich, daß es damals ja noch keinen Antisemitismus in Berlin gab! Seine Existenz beruht moralisch und materiell gänzlich im kapitalistischen Zeitalter. Er ist ein großer Verächter der Menschen, denn er kennt sie. Und trotzdem — das ist der ewige Widerspruch seines Wesens —: er will sie beherrschen. Nicht grundlos hat er um den Lorbeer des Dramatikers gerungen. Das Publikum der großen Gerichtsszene, die Studentenschaft im Kolleg, die Theaterzuhörerschaft — schließlich die Masse der Volksver-

sammlung, zusammengepackt von dem Willen der Tribunen: so sieht die Laufbahn dieses Ehrgeizes aus, in dem aber deshalb mehr Edles als Unedles steckt, weil dies Alles nicht nur um der Stellung seiner Person willen geschehen soll — sie ist ihm gewiß nicht unwichtig —, sondern um einer Idee willen. Diese Idee ist nicht ganz leicht zu formulieren. Man muß bedenken, daß Lassalle immer Hegelianer geblieben ist: er will der Vernunft in der Geschichte dienen, er hält sich für einen Mandatar der sich selbst vollendenden Weltvernunft; die Versöhnung von Macht und Menschlichkeit im demokratischen Rechtsstaat, aber noch darüber hinaus in einer harmonisierten, von Recht, Sittlichkeit, Bildung beherrschten Gesellschaft — das ist wohl das Allerletzte, was ihn bewegt und durch alle Wandlungen erfüllt hat. Grade am Schluß seiner Laufbahn war er ja mit der Art Politik, wie er sie angefangen hatte, auch schon fertig! „Ich bin der Politik müde und satt. Ohne höchste Macht läßt sich nichts machen. Zum Kinderspielen aber bin ich zu alt und zu groß. Darum habe ich so höchst ungern das Präsidium (des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins) übernommen“ (28. Juli 1864 an die Gräfin). Eine Stimmung? Nein — viel mehr! Auch mehr als ein Schwächegefühl vor der entscheidenden Lebenskrise, ein Schwächegefühl des Liebenden: es ist die Problematik der Natur Lassalles, die sich hier greifen läßt. Als Ehemann der Helene v. Dönniges hätte er vielleicht ein Genießerleben im Süden probiert, bis ihn der Tod oder eine neue Leidenschaft für etwas Großes daraus gerissen hätte.

*

„Suchen Sie mir in Italien eine schöne Frau“, schreibt er einmal der Gräfin. Sie ist die Vertraute seiner Erotik geworden, ob es sich nun um das Geschäftsfräulein von Gerson, um die Zofe der Gräfin selbst, um die hübsche Gattin eines Freundes, um die seinerzeit berühmte Agnes Klindworth, Tochter des diplomatischen Geheimagenten der Metternich-Epoche, Mutter von Lassalles natürlicher Tochter Fernande, oder um sonstwen handelt: die Gräfin hilft, wo sie kann, in ihrer mütterlichen Güte, und hört gern, daß sie, nach Lassalles Wort, durch ihre großen Vorzüge den Freund verdorben hat für andre Frauen. Als er Helene v. Dönniges, die kokette Diplomantentochter, in der Schweiz trifft, macht er ihr zunächst den Vorschlag, mit ihm einige Tage ganz inkognito eine Reise irgendwohin zu machen — einen Vorschlag, den Helene mit einem „höchst ernsthaften Brief“ beantwortet. Der erfahrene Erotiker läßt sich kirren durch diesen Brief, kommt nicht mehr los aus verliebtstem Eigensinn, so genau er auch Helenes Willensschwäche durchschaut, und fällt der eignen „Gimpelei“ zum Opfer.

Von Krankheit, Lebenskel, politischer Enttäuschung abgesehen: so von innen, biographisch betrachtet, erhält das Ende einen ironischen Tiefsinn, etwas von der List der Idee bei Hegel.

Das reine, tapfere Menschentum der Gräfin Hatzfeldt leuchtet über dieser ganzen Problematik umso heller auf. In seine kalte Hand schwor sie einen feierlichen Eid, ihn an seinen

Mördern zu rächen, sein Andenken gegen seine Feinde zu verteidigen und sein Werk mit jedem Opfer zu erhalten. So hat sie sich in die Arbeiterbewegung hineinbegeben — bald enttäuscht und verlassen, da die marxistische Richtung nichts für sie war. Aber der Wunsch, den sie der Mutter des Toten ausdrückte: daß ihr Name neben seinem großen Namen einen bescheidenen Platz erhalten möge, ist in Erfüllung gegangen. Die Treue ihrer Freundschaft hat gesiegt über alles Vergängliche an Ferdinand Lassalle.

Die Weltbühne, Nr. 15/1925.